

Genug schinden

Endlich drang wieder eine deutsche Spielerin unter die Tennis-Welteleite und in die Weltrangliste vor.

Unter lauter Jungen tobte in Otten-dichl bei München ein Mädchen hinter dem Fußball her. Den Eltern schien das ein zu rauher Sport für ihre Tochter. Sie schenkten ihr einen Tennisschläger.

So begann die Karriere von Sylvia Hanika, 19. Mit 16 Jahren hatte sie begonnen, Turniere zu spielen. Inzwischen kämpfte sie schon die australische Wimbledon-Siegerin Evonne Cawley-Goolagong nieder, schmetterte und lobte sich ins Finale von drei Grand-Prix-Turnieren.

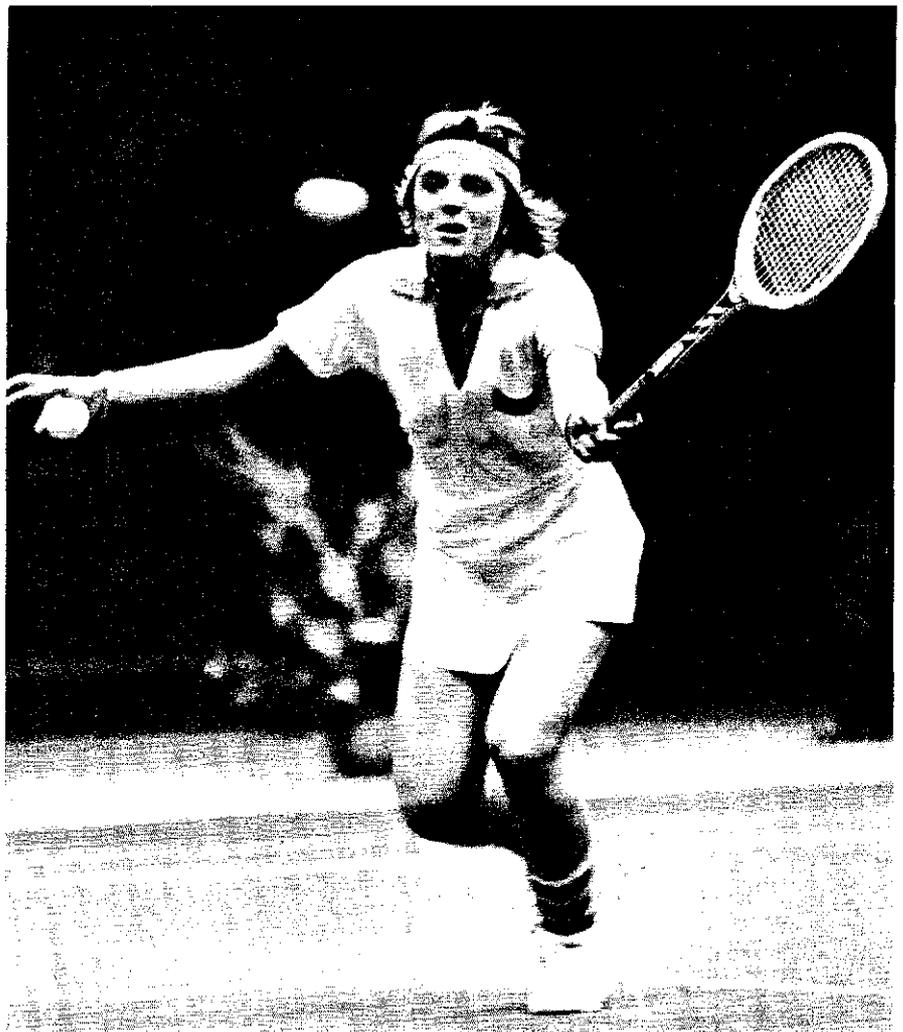
„Wenn man international was werden will“, fand sie, „muß man in Deutschland die Nummer eins sein.“ Das ist sie seit den Deutschen Meisterschaften unbestritten. Der Internationale Tennisverband wählte sie 1978 schon zur besten Nachwuchsspielerin und führt sie in seiner Weltrangliste an 19. Stelle. Im kommenden Jahr hofft sie unter die erfolgreichsten Zehn vorzurücken.

Die Linkshänderin aus Bayern könnte, so hoffen die bundesdeutschen Funktionäre, die jahrelange Tennis-Flaute endlich beenden. De in als erste deutsche Spitzenspielerin betreibt Sylvia Hanika Tennis als athletischen Leistungssport — so wie die Weltbesten.

Das taten vor und neben ihr in Deutschland die wenigsten Lange genug hatte überdurchschnittliches Talent zu internationalen Erfolgen ausge-reicht. Spielerinnen wie Hilde Krahwinkel und Cilly Aussem waren mehr-mals ins Wimbledon-Finale vorgesto-ßen. 1931 spielten beide dort sogar den Einzeltitel untereinander aus; Cilly Aussem siegte. Helga Niessen-Masthoff erspielte zwischen 1965 und 1979 insgesamt 51 Meisterschaften und stieß in der Weltrangliste bis auf den vierten Platz vor.

Aber die meisten „wollen sich nicht genug schinden“, wirft Sylvia Hanika ihren ruhm- und erfolglosen Tennis-Landsleuten vor. Sie verlassen sich fast durchweg auf ihr Talent und trainieren weit zimperlicher als die Weltklasse. Das genügte zwar, um Turnierfelder aufzufüllen und gelegentliche Überraschungserfolge zu erspielen, nicht aber für Siege in bedeutenden Turnieren. Zudem erschöpfte sich das deutsche Nachwuchs-Reservoir vorwiegend in den Kindern einer kleinen Schicht gut verdienender Eltern.

In den USA, Australien und Groß-britannien gedieh Tennis cageden als



Deutsche Weltranglisten-Spielerin Sylvia Hanika: „Finanziell ganz gut“

Massensport. Die Spitzenspieler dieser Länder müssen sich ständig gegen harte, nationale Konkurrenz durchsetzen und behaupten. Durchtrainierte Ost-block-Athleten wie die Wimbledon-Siegerin von 1979, Martina Navratilová, stießen hinzu. Seit im Tennis fünf- und sechsstellige Siegprämien und Werbe-verträge auf dem Spiel stehen, setzte sich das athletische Spiel auch bei den Tennisspielerinnen durch.

„Die fighten um jeden Punkt“, erkannte Sylvia Hanika, als sie im Grand-Prix-Turnier in Rom im End-spiel der Amerikanerin Tracy Austin unterlag. Mit 16 Jahren gab sie die Schule auf, „weil das mit dem Training nicht mehr zu vereinbaren“ war. Täglich schlägt sie zwei Stunden Bälle und spielt dann zwei bis drei Sätze im Münchner Leistungszentrum mit den Profis Werner Zirngibl und Peter Elter. Dazu tragt sie eine Stunde durch die Wälder, treibt Gymnastik und autoge-nes Training.

Wie ihre Vorbilder, der viermalige schwedische Wimbledon-Sieger Björn Borg und der Argentinier Guillermo Vilas, schlägt sie den sogenannten Top-spin — stark angeschnittene Bälle, die unberechenbar fortspringen — „härter als alle anderen Spitzenspielerinnen“ (Hanika). Sie klebt nicht, wie viele

ängstliche und konditionsschwache Spielerinnen, an der Grundlinie, sondern sucht die Entscheidung gern mit Schmetterbällen am Netz.

„Ich spiele variantenreicher“, sagt sie ohne falsche Bescheidenheit. „Das lernt man nur bei Turnieren.“ Nach Fehlern flucht Sylvia Hanika freilich wie ein Maurer; glücklicherweise versteht kein Ausländer ihr Bayrisch.

Auf Welttournee peinigt sie aller-dings Heimweh. Dann ruft sie täglich zu Hause an. „Eine Persönlichkeit muß sie noch werden“, erklärte ihr jugoslawischer Trainer Tom Würth. Bei den Internationalen US-Meisterschaften in der nächsten Woche betreut sie der rumänische Tennislehrer Michael Rusu. Firmen spendeten dafür 4000 Mark. Später soll sie der frühere jugoslawische Tennisstar Nikola Pilić begleiten.

„Finanziell stehe ich ganz gut“, räumte sie ein. 50 000 Mark zahlt ihr der Ski- und Schlägerfabrikant Vökl, durch dessen Racket sie schon als Elf-jährige vom Fußball fortgelockt worden war. Der US-Firma Head dient Sylvia Hanika als Dauer-Mannequin für Tennismoden, mit ihren Tennis-schuhen wirbt sie für Puma. So bringt sie es einschließlich der Spielprämien in diesem Jahr auf schätzungsweise 150 000 Mark. Mehr verdient im Bun-

destennis nur der Ranglisten-Erste Uli Pinner.

Ihr Manager Heinz Krecek (Anteil: fünf Prozent) will mit ihr eine Sylvia Hanika GmbH gründen, in der sie steuersparend ihre eigene Geschäftsführerin werden soll. Allerdings erwies sie sich im Umgang mit Geld weit unerfahrener als zwischen den Linien. Krecek versucht ihr beizubringen, wieviel Steuern sie sparen würde, wenn sie absetzungsfähige Spesenbelege auf ihren Tennisreisen sammelte.

Sylvia Hanika konzentriert sich lieber, wenn sie nicht ihren braunen Porsche 911 ausfährt, auf ihr Spiel. „Spielerisch und taktisch kann ich mich noch verbessern“, weiß sie. „Dann bringe ich 50 Prozent mehr an Leistung.“ Damit will sie in Wimbledon siegen.

HOCKEY

Ärger mit Ecken

Die bundesdeutschen Hockey-Damen setzen ihren Bundestrainer ab. Sie bangen um ihre Olympia-Chance.

Vor kurzem sorgte sich die Hockey-Damenwartin Helga Donandt noch um ihre allzu braven Nationalspielerinnen: „Gelegentlich muß man doch mal Dampf ablassen.“ Als Frau Donandt im August aus dem Spanien-Urlaub zurückkehrte, hatte die Mannschaft Dampf abgelassen und wie eine hartgesottene Fußball-Bundesligatruppe ihren Trainer ins Abseits gestellt.

Lange hatten die Spielerinnen nicht aufgemuckt, weil sie um ihren Platz im bundesdeutschen Aufgebot bangten, dem die Experten für das erste Olympia-Turnier im Damen-Hockey 1980 gute Medaillen-Chancen einräumten. 1978 waren sie noch ins WM-Finale gelangt. Doch mäßige bis miserable Ergebnisse in diesem Jahr gefährdeten sogar die Qualifikation für Moskau. Da meuterte die Equipe gegen Trainer und Verband.

„Das mußte irgendwann mal kommen“, sah sich der frühere Damen-Bundestrainer Ernst Willig bestätigt. Er hatte die bundesdeutschen Hockey-Mädchen 1976 zur Weltmeisterschaft geführt und war anschließend zurückgetreten. Sein Nachfolger, Jugendtrainer Werner Nowak, übernahm das Amt; er kam von der Kölner Trainer-Akademie, vollgestopft mit Theorie.

„Inzwischen wissen wir zwar genau den Pulschlag beim Mittagessen“, ulkte Verbandsgeschäftsführer Reinhold Borgmann, „aber wie man auf dem Platz eine Strafecke verwandelt, das wissen wir nicht.“ Sogenannte Strafekken, bei denen der Ball von der Torauslinie unbehindert ins Feld geschlagen und auf das Tor abgefeuert werden

darf, bieten die sichersten Torchancen und entscheiden oft Spiele. Doch die Deutschen wußten sie selten zu nutzen.

Zudem verschwanden unter Nowak die erfahrenen Spielerinnen aus der Mannschaft. In ein Länderspiel schickte er vier Neulinge. Unsicherheit kehrte ein. Die Weltmeisterin Ingrid Bruckert aus Braunschweig sollte links verteidigen, was sie „in 15 Jahren Hockey noch nie gespielt“ hatte. Zweimal holte Nowak die erfahrene Hamburgerin Veronika Wolff-Sadoni zurück.

Bei der Saison-Planung für 1979, das Jahr, in dem es durch Glanzresultate die Olympia-Teilnahme zu sichern galt, handelte der Deutsche Hockey-Bund (DHB), als gelte es, die Moskauer-Spesen für seine Hockey-Damen zu sparen.



Neue Bundestrainerin Greta Blunck: Revolte gegen Trainer und Verband

Schon im April schickte er die Mannschaft in zwei Länderspiele, obwohl sie nach Hallensaison und Spielpause noch keinerlei Spielpraxis auf Rasenplätzen gesammelt hatte. Gegen die USA reichte es zum 1:1; Irland, schon zwei Monate länger im Schlag, siegte 2:0.

Nächster Gegner waren die nicht zur ersten Klasse zählenden Kanadierinnen, gegen die ein Sieg nichts nützte, eine Niederlage dagegen den Ruf angekratzt hätte. Gegen den Weltmeister Holland setzte es dann zwei Wochen vor der WM zwei 1:3-Niederlagen.

Trotz jahrelanger Erfolge geriet plötzlich die Olympia-Teilnahme in Gefahr. Seit 13 Jahren hatten die Bundesdeutschen nicht mehr so schlecht getroffen. Der vorolympische Aufwand von mehr als sieben Wochen für Trainingslager, Länderspiele und die Weltmeisterschaft schien den beruflich en-

gagierten Amateurspielerinnen vergeblich zu sein.

Denn nur fünf Mannschaften können sich für Moskau qualifizieren, Gastgeber UdSSR steht als sechste fest. Zwei rivalisierende Verbände haben noch keine durchschaubaren Qualifikations-Bedingungen erarbeitet. Die von Großbritannien beherrschte, weiblichen Funktionären vorbehaltene IFWHA und der Welthockey-Verband FIH tragen getrennte Titelkämpfe aus und beraten in einem „Obersten Rat“ über die Olympia-Qualifikation.

Die „völlig verunsicherten und verärgerten“ Hockey-Damen (Nationalspielerin Bruckert) handelten. „Ich bin beauftragt, Ihnen mitzuteilen“, rief ihre zweite Spielführerin Margit Müller den

DHB-Präsidenten Jürg Schäfer an, „daß die Mannschaft kein Vertrauen mehr zum Bundestrainer hat.“ Schäfer hielt die Einwände für „unzureichend“ und entschied: „Nowak fliegt mit.“

Da stimmte die Mannschaft ab, ließ den Nowak mit 14:1 Stimmen über die Kelle springen und setzte sich so unter Erfolgszwang. Der Trainer sah sich „im Interesse aller gezwungen, von einer Begleitung der Mannschaft nach Vancouver Abstand zu nehmen“. Die Verbandsherren beugten sich den Tatsachen. Mannschaftsbetreuerin Greta Blunck aus Hamburg, eine ehemalige Weltklasse-Spielerin, rückte zur Trainerin auf.

„Jetzt kann es eigentlich nur besser werden“, erwartete DHB-Sportwart Hugo Budinger. „Vielleicht wirkt sich die Ablösung des Trainers, wie manchmal im Fußball zu beobachten, kurzfristig sogar positiv aus.“